

Dorothee Sölle

Demokratie in der Demokatur

Vor einigen Jahren erzählte mir der Generalvikar von San Salvador, Monsignore Uriel Arioste, ein Freund von Oscar Romero, über die Demokratie in El Salvador folgendes. „Ja, die Wahlen waren frei. Aber in Wirklichkeit, wissen Sie - es ist, als hätte man Noten für eine schöne Musik vor Augen, aber wenn man dann zum Klavier kommt, dann gibt es nur einen einzigen Ton von sich und quäkt unaufhörlich ‚freie Wahlen, Wahlen, Wahlen, sonst nichts. Es gibt keine freie Versammlung, keine freie Opposition und keine freie Gerichtsbarkeit. Die Wahlen waren eine Farce.“

Die meisten lateinamerikanischen Länder befinden sich in einem Übergangszustand von den Militärdiktaturen zur Demokratie, der deswegen wenig Hoffnung enthält, weil weder das Militär noch die mit ihm verbundene traditionelle Oligarchie des Feudalismus entmachteten worden ist. Die Militärs konnten und können vielerorts morden, wie es ihnen paßt, später amnestieren sie sich dann oder erzwingen die *impunidad*, die Straffreiheit. Und die Reichen, in Brasilien etwa 3% der Bevölkerung gegenüber 73% der unter der Armutsgrenze lebenden, zahlen im Allgemeinen keine Steuern. Eigentums- und Machtverhältnisse sind vor, während und nach den Militärdiktaturen dieselben geblieben; die neue Freiheit besteht im wesentlichen in der Möglichkeit, von Zeit zu Zeit einen Stimmzettel anzukreuzen. Der Ausdruck „Demokatur“ bezeichnet die ungebrochene Herrschaft der Oligarchie auch unter demokratischer Verfassung.

Sind Wahlen denn das einzige Kriterium der Demokratie? Das Hoffnungsvollste, das ich in Lateinamerika gesehen habe, fand gerade in der Mitte des absoluten Elends statt. In Peru schließen sich Bauern gegen die blutige Gewalt des

sendero luminoso und die der eigenen Militärs in neuen basisdemokratischen Formen zusammen. Die Bauern im Norden der Provinz Caramarja bilden *rondas*, Wachgänge, um ihr Land zu verteidigen. Es gibt auch vom Militär gezwungene *ronderos*, die zur Aufstandsbekämpfung instrumentalisiert werden, und es gibt auch Bauernorganisationen, die von der APRA, der Arbeiterpartei organisiert werden, aber am wichtigsten sind die autonomen, nicht von Parteien getragenen Formen des Widerstands, in denen die eigene Kultur und die indianischen Lebensformen überleben. AYNÍ, die Hilfe, die auf strikter Gegenseitigkeit beruht und das Überleben dieser indianischen Stämme seit fünfhundert Jahren unterstützt hat, wird wieder zu einem Arbeit, Kultur und Selbstverteidigung tragenden Grundwert.

Mitten in den Elendsvierteln aus Schilfrohr, Plastik und Pappe übernehmen Frauen die Verantwortung für Selbsthilfe und Selbstorganisation. Die Marginalisierten schließen sich gegen den Terror der internationalen Finanzorganisationen zusammen, die Wirtschaftshilfe nur unter bestimmten Konditionen gewähren, die immer und ausschließlich gegen die Ärmsten gerichtet sind. Für die meisten von ihnen hat sich das Versprechen des Kapitalismus „Du kannst es schaffen! Du persönlich kannst aus diesem Elend heraus!“ nicht realisiert, wenn auch viele den falschen Traum träumen. Aber manchmal scheint es, und das ist ein Element der Hoffnung, als hätten viele der Ärmsten vielleicht diese Botschaft gar nicht verstanden, weil sie aus einer gänzlich anderen Kultur kommen, in der die indianischen Werte der Gemeinschaft, der gemeinsamen Arbeit und der gegenseitigen Hilfe noch gelebt wurden. Jedenfalls versuchen sie einen Weg zu finden, auf dem das ganze *pueblo joven* Wasser bekommt und nicht nur einzelne, die das Glück haben, aus dem Ghetto der Armut herauszukommen. Einen Weg, der allen Kindern das Recht aufs Lernen zurückgibt und nicht nur einige auf Privatschulen duldet.